

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 148.

Samstag, 28. Juni.

1930.

(13. Fortsetzung.)

5

Februar

7 Uhr abends

Roman von Paul Giesmo

(Nachdruck verboten.)

So erstaunt war er über diese unzweifelhafte Lüge der Anderfen, daß er nicht fähig war, einen Entschluß zu fassen, und apathisch Gambichlers Vernehmung zuhörte. „Wenn dem so ist“, erklärte der Hammer, „ist die Sache für Sie sehr einfach. Die Sophienstraße ist von der Baumstraße eine halbe Stunde entfernt. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Sie zwischen fünf und sechs Uhr hier gewesen sein können, wenn Sie um fünf Uhr bereits in der Wohnung von Fräulein Behrens waren?“

Gründlich, wie der Hammer war, ließ er sich aber die Behauptungen der Anderfen durch Lilly Behrens bestätigen. Hsenbeil mußte es erleben, daß Lilly Behrens die Lügen ihrer Freundin rückhaltlos bestätigte.

Zunächst, sie sei den ganzen Nachmittag mit Viola Anderfen zusammen in ihrer Wohnung gewesen, nachdem sie sich von Rechtsanwalt Hsenbeil verabschiedete, den sie zum Justizpalast begleitet hatte. Es sei völlig ausgeschlossen, daß Viola Anderfen in der Baumstraße gewesen sei. Die beiden Damen seien ununterbrochen zusammen gewesen, und zwar ständig in der Behrens'schen Wohnung.

Während sie erzählte, wanderte ihr Blick wiederholt zu Hsenbeil, mit dem sie ein süßes Geheimnis zu teilen meinte. Aber Hsenbeil vermochte nicht ihrem Blick standhalten; es war ihm elend zumute.

In diesem Augenblick dämmerte ihm die Erkenntnis, daß ihm Lilly Behrens mehr als eine Fünf-Minuten-Unterhaltung bedeutet hatte und daß der unvermeidliche Bruch mit ihr eine schmerzliche Lücke hinterlassen würde. Und dennoch fand er nicht die Kraft, entrüstet aufzuspringen und die beiden Damen der Lüge zu zeihen.

Gambichler aber examinierte ahnungslos weiter. Er zeigte die Handschuhe, die er in der Garderobe gefunden hatte:

„Nennen Sie diese Handschuhe?“ fragte er die Anderfen.

Hsenbeil sah deutlich die Berlegenheit in den Zügen der Anderfen; aber sie leugnete: „Nein.“ Und ebenso leugnete Lilly Behrens frech: „Nein.“

Hsenbeil aber erkannte genau, daß diese Handschuhe Lilly Behrens gehörten. Jetzt, da sie vor ihm saß, mit ihren kleinen, schlanken, vor Aufregung ineinander verkrampften Händen, erinnerte er sich, daß sie am Nachmittag, als sie mit ihm im Auto durch den Hofgarten gefahren war, Handschuhe von derselben Farbe wie die vorgesehene getragen hatte. Er erinnerte sich auch, daß Lilly Behrens auch sonst immer Handschuhe trug, wenn er sie gesprochen hatte.

Es konnte demnach kein Zufall sein, daß sie ausgerechnet heute abend bei dem feuchtkalten Märzwetter ihre Hände nicht bekleidet hatte. Und Hsenbeil erwog im Geiste weiter:

Wie hatte Frau Pöhl bekundet? Gegen sechs Uhr sei eine Dame bei der Reife gewesen. Und er rechnete aus: Nach halb sechs Uhr hatte er sich von Lilly Behrens vor dem Justizpalast verabschiedet. Vom Justizpalast bis zur Baumstraße konnte man gut in einer Viertelstunde gelangen. Die Zeit stimmte. Deswegen war Lilly Behrens um halb sieben Uhr nicht in ihrer Wohnung gewesen, als er sie abholen wollte. Die Handschuhe hatte sie offenbar in der Eile liegen lassen.

Wäre er nicht mit dem Herzen an der Angelegenheit interessiert gewesen, so hätte er objektiv sein und feststellen müssen, daß die Beweise gegen Lilly Behrens ebensowenig ausreichend waren, wie die Beweise gegen Lammont; denn wie er zugunsten Lammonts vorhin angeführt hatte, daß die unbekannt Besucherin noch ein Räffel sei, so hätte er für Lilly Behrens gelten lassen müssen, daß sie nicht als Mörderin in Betracht käme, solange der unbekannt Besucher vor ihr eruiert war.

Als die Vernehmung der beiden Damen beendet war, fragte der Kommissar Staatsanwalt Seiden und Rechtsanwalt Hsenbeil, ob sie noch eine Frage zu stellen oder irgendwelche Angaben zu machen hätten. Freilich hätte Hsenbeil Angaben zu machen gehabt. Er selbst kannte ja den Paragraphen des Strafgesetzbuches. Der Begünstigungsparagraph ist es, der denjenigen mit Gefängnis bestraft, der sich schützend vor einem Verbrecher stellt, um ihn der Strafverfolgung zu entziehen.

Hsenbeil strauchelte an diesem Paragraphen; er hätte die Pflicht gehabt, zu reden. Als aber Gambichler seine Frage stellte, schwieg er, weil er es nicht über das Herz brachte, Lilly Behrens verhaftet zu sehen.

Gambichler beriet mit Staatsanwalt Seiden. Er sprach halblaut, so daß es Hsenbeil und die beiden Damen hören mußten:

„Ich glaube, man wird Lammont verhaften müssen.“

Da hörte man einen Fall. Als die drei Herren sich umsahen, entdeckten sie, daß Viola Anderfen ohnmächtig geworden war.

Gambichler verlor seine Ruhe nicht. Mehr zutreffend als höflich stellte er fest, daß das Weibszug keine Ketten habe. Er war nicht nur ein guter Kommissar, sondern auch ein guter Sanitäter, und bekam mit einer Dosis kaltem Wasser und tüchtiger Massage die Anderfen bald wieder wach.

Als sie die Augen aufschlug, tat sie eine Ausrufung, die nur Doktor Carsten richtig gewürdigt hätte, und der war leider nicht zur Stelle. Sie äußerte:

„Bitte, verhaften Sie Lammont nicht. Einen Word würde ich ihm nie und nimmer zutrauen.“

Die drei Männer dachten sich ihr Teil. Hsenbeil dachte mit Bitterkeit, daß ein letzter Rest von Anständigkeit in ihr schlummere, wenn sie einen Unschuldigen nicht verhaften ließ, nachdem sie in ihrer Freundin den wahren Schuldigen kannte. Gambichler dachte sich, daß Frauenpersonen unberechenbar und hysterisch seien und daß es eine Art Schauspielerpose sei, wenn sie ihrem Todfeind gegenüber die Großmütigen spielen wollte. Seiden endlich dachte sich: Wenn die Anderfen selbst nicht auf die Verhaftung des Lammont drängt, dann begehe ich kein Unrecht, wenn ich ihn heute wieder zu seiner armen Schwester zurückkehren lasse.

So wurden denn sämtliche Zeugen wieder entlassen, und auch Seiden und Hsenbeil verabschiedeten sich. Beide nicht in rosigter Stimmung.

Zimmerhin machte Seiden seiner Kagenjammerstimmung nicht so temperamentvoll Luft, wie Hsenbeil an diesem Abend.

Als Ifenbeil nämlich — es war bereits elf Uhr abends geworden — die Tür zu seinem Hause aufschließen wollte, tauchte an seiner Seite im Dunkel eine schlanke Frauen-gestalt auf:

„Einen Augenblick, Herr Rechtsanwalt“, bat sie. Er kannte diese Stimme. Doktor Carsten hatte bildhaft von ihr gesprochen, daß sie wie Bachesmurmeln im Walde klänge.

„Hören Sie mich einen Augenblick an, Herr Rechts-anwalt!“

Da überkam ihn die Wut über sich selbst. Er grollte ihr, weil er um ihre Willen zum Begünstiger eines Ver-brechens geworden war, und in einem Stimmenauf-wand, der das Schmeicheln ihrer Stimme verdeden sollte, erklärte er ihr robust:

„Ich bedaure. Ich bin Anwalt des Rechts und nicht des Unrechts.“

Er schloß die Tür hinter sich zu und ließ sie stehen, als ob sie Lust für ihn sei. Als er im Hausflur stand und nach dem Lichtschalter tastete, hörte er ihr hilfloses, herz-zerbrechendes Weinen. Aber er brachte es nicht über sich, zurückzukehren.

Psychoanalytisch betrachtet, war diese Brutalität eine Verdrängung seiner Sehnsucht.

Oben in seinem Zimmer angelangt, bereute er seine Handlungsweise schon wieder. Er ging wieder zur Haus-tür zurück, um sie zu sprechen. Aber sie war verschwunden. Der Vorfall war nicht dazu angetan, seine Laune zu heben.

Reuntes. Kapi el.

Auch der Korkzieher bereitet Schwierigkeiten.

Als Gambichler gegen elf Uhr das Zimmer der Reese versiegeln wollte, um für heute unter die Fahndungsarbeit den Schlüsselstrich zu setzen, tauchte Doktor Carsten bei ihm auf.

„Freut mich, daß du schon kommst“, sagte der Hammer halb humorvoll, halb ärgerlich. „Seit wann drückst du dich um die interessantesten Fälle?“

„Es ist noch keine Stunde her, daß ich von dem Tod der Vera Reese erfahren habe“, erwiderte Doktor Carsten.

„Wo hast du denn seither gesteckt?“ fragte Gambichler. „Gegen einhalb sieben Uhr schon habe ich die Tote ge-funden und gleich danach nach dir geschickt.“

„Ich war überall, nur nicht im Polizeipräsidium. Ich glaube, daß ich fünf Duzend Uhrmacher abgeknöpft habe.“ Und er erzählte, zu welchem Zweck.

„Und hast du Erfolg gehabt?“ „Das muß sich erst herausstellen“, erwiderte Doktor Carsten, „das kann ich heute noch nicht beurteilen. Und hast du Erfolg gehabt?“

Der Hammer berichtete über das Ergebnis der Forschungen.

„Du warst also drauf und dran, den armen Lammont schon zu verhaften?“ fragte Doktor Carsten.

Der Spott in der Frage bereitete dem anderen Unbehagen. Außerdem war er auch müde.

„Wenn du mir absolut die Leviten lesen willst“, sagte er verdrießlich, „so kannst du das ja auch auf dem Nach-hausewege machen.“

Eigentlich hätte der Hammer wissen können, daß Doktor Carsten zur Zeit nicht an das Nachhausegehen dachte.

„Ich will mir doch erst einige Sachen persönlich betrachten“, erwiderte er gleichmütig. „Nimm ruhig Platz hier und schlafe ein wenig.“

Und der Hammer setzte sich wirklich in den verschos-senen, knarrenden Sessel, gähnte und wartete auf den Schlaf. Es dauerte etwa eine halbe Stunde, bis Doktor Carsten mit seinen Beobachtungen zu Ende war.

„Bist du nun gewillt, zu gehen?“ fragte der Hammer. Doktor Carsten überhörte diese Frage. Er stellte eine jener Gegenfragen, die so sehr überraschten:

„Was braucht man, wenn man einen Brief schreiben will?“

Der Hammer kannte die Gepflogenheit Doktor Carstens und ließ sich examinieren, wie ein Schulbube von seinem Lehrer.

„Man braucht Papier, Tinte und Feder.“

„Sehr gut!“ versetzte Doktor Carsten. „Bitte, wende das auf den Fall Reese an!“

Und als der Hammer verblüfft dreinschaute, erklärte der Korkzieher:

„Vera Reese hat zwei Briefe geschrieben. Bitte, zeige mir das Papier und zeige mir die Tinte, die benützt worden sind.“

Der Hammer mußte bekennen, daß er daran gar nicht gedacht hatte. Er wollte sich daran machen, nach Tinte und Feder zu suchen.

„Gib dir keine Mühe“, sagte Doktor Carsten. „Du wirst weder Tinte noch Feder finden. Ich habe schon danach Umschau gehalten.“

„Und was folgerst du daraus?“ fragte der Hammer.

„Zunächst einmal, daß die beiden Briefe, sowohl der an Ifenbeil als auch der an Lammont, nicht hier in dieser Wohnung geschrieben sind.“

„Sondern wo?“

„Wenn wir das wissen, ist das Rätsel gelöst. Beachte folgendes: Beide Briefe sind heute mittag geschrieben worden. Es ist festgestellt, daß die Vera Reese seit heute morgen, als sie die Wohnung verlassen hatte, nicht mehr nach Hause kam bis zu dem Zeitpunkt, da sie in Begleitung eines Herrn eintraf. Wo hat sie sich in der Zwischenzeit aufgehalten? Wo hat sie die beiden Briefe an Ifenbeil und Lammont geschrieben?“

„Ist denn viel gedient damit, wenn wir das wissen?“

„Eine Menge. Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß die Reese bis heute morgen noch nicht die geringste Absicht hatte, sich irgendwie in den Fall Andersen zu mischen. Hätte sie diese Absicht gehabt, so hätte sie bestimmt schon früher sich der Andersen gegenüber als Zeugin erboten. Es muß sich nun etwas ereignet haben, das die Reese veranlaßte, den bezeichneten Brief an Ifenbeil zu schreiben. Was war dieses Ereignis? Ich vermute, daß ein Dritter seinen Einfluß bei der Reese dahin geltend gemacht hat, sich zu melden.“

„Warum?“

„Weil es offensichtlich ist, daß die Reese die bezeich-neten Briefe nicht in ihrer Wohnung, sondern in der Wohnung eines Dritten schrieb, der ihr offenbar seine Wohnung, vermutlich auch Papier und Feder, zur Ver-fügung stellte. Ich vermute, daß sie beide Briefe nach Beratung mit einem Dritten abfaßte und zur Absendung brachte.“

„Du glaubst, daß die Andersen dahinter steckt?“

„Erstens wäre die Lösung zu einfach, und zweitens stimmt sie nicht. Wir wissen, daß die Andersen den ganzen Nachmittag über mit Ifenbeil und dann mit Lilly Beh-rens zusammen war. Sie kann also mit der Reese keine Rücksprache genommen haben.“

„Wer sollte denn sonst hinter Vera Reese stehen?“

„Das müssen wir eben noch herausbekommen. Wenn wir das gefunden haben, haben wir vermutlich das Rätsel gelöst. Die nächste Aufgabe ist, herauszufinden, wo Vera Reese sich heute zwischen zehn und fünf Uhr aufgehalten hat.“

„Möglich ist, daß du die Sache zu sehr komplizierst. Vielleicht war sie zufällig im Gericht als Kriminalstu-dentin, hörte dort, was vorging, und setzte sich ins nächst-beste Café oder die nächstbeste Wirtschaft und schrieb die beiden Briefe. Man kann ja Papier und Tinte in jedem Café bekommen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die wahre Kunst.

Otto Brahm, der Regisseur, begründete mit seiner Auf-fassung vom Wesen der Schauspielkunst eine neue Epoche. Es war nicht einfach, unter ihm zu arbeiten. Unermüdet verlangte er neue Proben, sprach er seinen Schauspielern jedes Wort, jede Silbe, ja, jeden Buchstaben vor, bis sie ihre Rolle so beherrschten, wie er es verlangte.

Bei solcher Arbeit hat er einmal das Wort geprägt: Den Text könnt Ihr ja nun, das ist aut, aber nicht das Wichtigste. Das Wichtigste sind die weissen Stellen im Text, die Zwischenräume. Die richtig zu bringen, das ist gerade die Kunst.“

Ein Wiedersehen.

Stizze von Joe Drohsen.

Sie hatten sich seit Jahren nicht mehr gesehen, obwohl sie vorher oft und gern beieinander gewesen waren. Sie hatten sich getrennt, ohne sogleich zu bemerken, daß diese Trennung endgültig war.

Nun trafen sie sich zufällig wieder.

Die Frau hatte eine Reise für einige Stunden unterbrochen, um sich ein Städtchen anzusehen, in dem vielerlei Altertümliches zu finden war. Ihr Reiseziel lag noch fern, doch konnte sie es trotzdem mit dem Abendzuge vor Mitternacht erreichen. Und so erschien ihr dieser kurze Aufenthalt als freundliche Einleitung ihrer Ferien.

Nun ging sie, aus ihrem Alltag gelöst, durch die fremde Stadt, ihrer Umgebung aufmerksam zugewandt: Hier und da machte sie vor einem Giebel, einem alten Portal halt, freute sich am Ausblick in winnliche Gassen, sah in der Freiheit ihres eigenen Ferientages den Menschen zu, die geschäftig ihrem Tagewerke nachgingen.

Sie wußte nichts davon, daß der Mann, mit dem sie vor Jahren befreundet gewesen, jetzt an diesem Orte lebte. Doch nun führte ihn der Zufall gerade zu dieser Stunde durch die nämliche Straße, durch die sie schlenderte.

Seit langem hatten beide nicht mehr an einander gedacht. Als sie sich nun aber so plötzlich begegneten, erschien es ihnen selbstverständlich, nach frühlichem Stauern zusammen weiterzugehen, als hätten sie sich erst gestern getrennt. Und was sie sprachen, handelte von allerlei Dingen, wie man sie bespricht, wenn man sich täglich sieht.

Der Mann, der kurz erklärt hatte, wie genau er die Stadt kenne und wie er sie liebe, machte die Frau auf Schönheiten aufmerksam, die sie allein wohl leicht übersehen hätte. Er führte sie in Höfe und Gassen, als sei dieser Besuch schon lange vorbereitet und zwischen ihnen verabredet.

Schließlich rasteten sie in einer Gartenwirtschaft am Rande der Wiesen. Da sie nun die Stadt hinter sich gelassen, die durch des Mannes Führung wie ein lebensvoller Dritter bisher mit ihnen gewesen war, besannen sie sich darauf, daß sie sich durch Zufall getroffen hatten nach allen Jahren, in denen jeder sein Leben gelebt, ohne vom anderen auch nur das Geringste zu wissen. Sie fragten jetzt nicht danach, warum das wohl so gekommen sei. Doch wandte sich das Gespräch endlich auch diesen Jahren zu.

Da zeigte es sich, daß sie beide ruhig und heiter dahingelebt hatten. Die Frau berichtete von ihrer Arbeit in der Großstadt, die sie mit vielen Menschen zusammenbrachte und ihr nur selten für ein paar Ferientage Zeit ließ. Der Mann erzählte von seinen wissenschaftlichen Studien, um deren willen er viel gereist war und nun hier lebte, weil er in den alten Bauten das geeignete Material fand, diese Studien zu einem Werke zu runden. Es waren zwei sehr verschiedene Welten, in denen sie lebten.

Niemand störte ihre Unterhaltung. Denn es war ein Wochentag, und die Bewohner des Städtchens hatten keine Zeit, um diese Stunde im Gartengarten zu sitzen. Über den Wiesen lag das Summen der Insekten, glänzte das Licht. Fern am Horizont blaute das Gebirge. Durch die Weite, die sich vor den Blicken aufstaut, schienen sich die Bäume des Gartens nur noch dichter zusammenzuschließen, war das Verweilen in ihrem Schatten von besonderer Geborgenheit.

Mähtlich verging die Zeit. Die Schatten wurden länger und länger. Die Sonne leuchtete goldener im Grün der Bäume. Von den Wiesen stieg Feuchte auf. Die Erde bereitete sich im gesteigerten Duft der Blumen auf die Nacht.

Die Frau erhob sich. Wollte sie den Abendzug noch erreichen, so mußte sie eilen.

Bald nahmen die Straßen sie wieder auf. Feierabendlich saßen die Menschen vor den Türen. Aus einzelnen Fenstern blinkte schon Licht. Es ließ die Behaglichkeit der Zimmer beim Vorüberschreiten erkennen. Die Hitze des Tages lag dumpf vor den Höfen. Vermischt mit allerlei Geräuschen aus Küchen und Werkstätten.

Schweigend gingen die Beiden nebeneinander her. Hier zwischen den Menschen, in der Schwüle der Straßen, kam Unruhe über die Frau. Dort draußen im Gartengarten hatte sie es für ein Leichtes gehalten, diese Begegnung mit einem Lächeln abzutun und ruhig in ihr früheres Leben zurückzuführen. Nun aber erwachten Zweifel. — Würde sie das so einfach können? — Würde sie wieder heiter dahinleben wie bisher? — Hatte sie sich nicht über sich selbst getäuscht? Vielleicht sollte sie ihre Ferienpläne umstoßen und hier bleiben, wo sie den Gesährten früherer Jahre wieder gefunden hatte, der jetzt, in Gedanken verfunken, an ihrer Seite schritt.

She jedoch dieses Vielleicht zum Entschluß werden konnte, waren sie am Bahnhof. Es blieb nur gerade Zeit, das Gepäck auszuladen. In der Überführtheit des Augenblicks war keine Möglichkeit mehr zu überlegter Entscheidung, schien der einmal gefaßte Plan doch der richtige zu sein.

Der Zug fuhr an. Nun würden sie sich also wirklich trennen, wiederum in Zukunft nichts von einander wissen?

Winkend beugte sich die Frau noch einmal aus dem Abteilfenster. Gräwend hob der Mann den Hut. Da, während der Zug aus dem Bahnhof rollte, wandelte sich der Gruß der beiden Menschen, der ein Abschied sein sollte, in das beglückende Begreifen: Unmöglich war es, daß sie auseinander gingen wie vor Jahren! Diese Trennung konnte nur vorübergehend sein. Denn hatten die letzten Stunden nicht alles verändert und ihnen gezeigt, wie lieb sie sich hatten? Ihre Zusammengehörigkeit konnte fortan nie mehr ausgelöscht werden.

Der Zug fuhr um eine Kurve. Es sah aus, als fähre er geradewegs in das Leuchten des Abendhimmels hinein. In der Bahnhofshalle flammten die Lichter auf.

Frau in Miniatur.

Von Anita.

Copyright by Ernst Angel Verlag Berlin W. 50.

Bugel hatte den Handspiegel entdeckt. In ihr dreijähriges Dasein ist dadurch eine epochale Neuerung eingetreten. Große Spiegel sind etwas ganz anderes, man ist zu Distanz gezwungen, irgend etwas Drohenbes, Kantiges steht gewöhnlich davor.

Der Handspiegel ist eine Offenbarung. Man kann ihn ganz nahe ans Gesicht führen, dann sieht man komische, ganz große Augen und dann etwas Braunes auf dem Kinn, das ist die Schokolade gewesen, und wenn man den Mund auf den Spiegel drückt, sieht man plötzlich gar nichts mehr.

Kleine Frau, sagt man lächelnd, wenn Bugel nicht müde wird, sich zu betrachten. Der Griff nach dem Spiegel — das ist ja bereits Madame en miniature, aber es ist ein grundlegender Unterschied dabei.

Bugel sieht mit ungeheurer Interesse ihr Bild an, manchmal lacht sie dann plötzlich auf, leicht verschämt. Sie stellt sich irgendwie fest, sachlich, ernst, überauscht. Aber — sie verhält sich vollkommen passiv. Der Sinn des Spiegels ist ihr noch nicht aufgegangen. Sie weiß nicht, daß man sich nicht betrachten kann, ohne an Stirnhaaren und an Stirnloden zu zupfen, die Nase zu pudern, die Mundwinkel zu wischen, die Brauen nachzuglätten, die Augen groß aufzuschlagen.

Bugel weiß noch nicht, wozu der Spiegel verpflichtet. Aber sie hält ihn fest in ihren kleinen Händchen und wird ihn ein Leben lang nicht mehr aus der Hand lassen.

Bugel unterscheidet die Menschen natürlich vor allem in solche, die Schokolade bringen, und solche, die nichts bringen. Man glaube aber nicht, daß sie eine käufliche Natur sei.

Besucher, die gleich beim Eintritt ins Zimmer begeistert auf sie zuströmen und „süß“! flöten, sind ihr verhasst. Sie wehrt sich mit allen Kräften, und nur ihre bereits in Angriff genommene gute Erziehung verhindert energische Wutausbrüche. Keine Macht der Welt, inklusive Fräulein Hilde, würde sie dazu bringen, ein Zugstück ihres Repertoires vorzutragen.

Sie hat eine ausgesprochene Sympathie für ruhige Leute, die sich nicht um sie kümmern. Dann nähert sie sich ihnen schmeichelnd; sie lächelt, sie macht ihre kleinen Kunststücke vor, sie singt in Dur und Moll: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen.“ Je weniger sie darauf reagieren, desto mehr wirbt und lockt sie.

Daß sie Männer bevorzugt, ist selbstverständlich. Außer ihren sonstigen Reizen haben Männer unendlich viel Taschen, und jede einzelne ist eine Fundgrube für interessante Dinge.

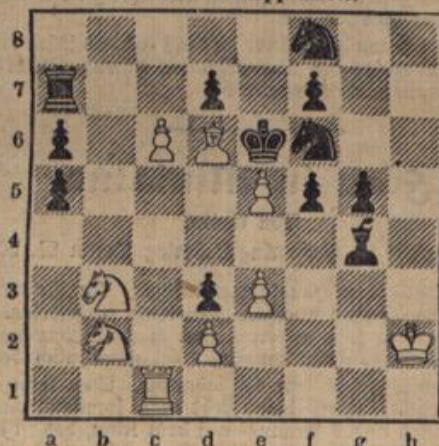
Bugel befolgt instinktiv eine Taktik, die sie später bewußt ausbilden wird. Die leichten Eroberungen reizen sie nicht; sie will an verschlossenen Türen rütteln, weil ihre Sehnsucht unentwegt an verborgene Schätze glaubt.

Bugel spielt gerne: Seufzen. Sie stellt sich vor einen hin, und man muß mit ihr klagen. Daß die Eier so schlecht geworden sind, und der Griechspudding so rar, und der Himbeersaft so teuer, und was sonst noch für Sorgen ihrem Horizont verhandlich sind. Nach jeder Feststellung stößt sie einen tiefen Seufzer aus, dann läßt sie sich freizeichnen. Und fühlt sich glücklich. Weil sie ja nichts von diesen dummen Dingen auch nur im geringsten ärgert, weil das Seufzen so hübsch ist und weil es auf die Umgebung so tiefen Eindruck macht. Sie will den Genuß haben, grundlos getrübt zu werden, eine Atmosphäre von sanftem Mitgefühl um sich zu verbreiten. Sie seufzt um des Seufzens willen. Weil es so schön und wohlthuend ist, wenn zum Glück nichts dahinter steht.

Schach

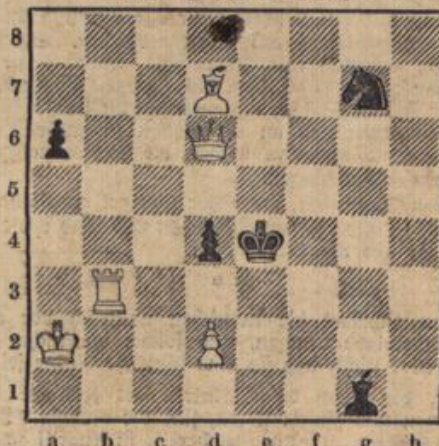
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 45. Philipp Klett.



Weiß: Kh2, Tc1, Ld6, Sb2, b3, Bc6, d2, e3, e5.
Schwarz: Ke6, Ta7, Lg4, Sf6, f8, Ba5, a6, d3, d7, f5, f7, g5.
Matt in 4 Zügen.

Nr. 46. B. G. Laws.



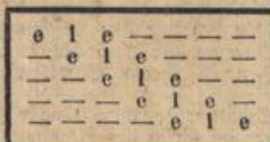
Weiß: Ka2, Dd6, Tb3, Ld7, Bd2.
Schwarz: Ke4, Lg1, Sg7, Ba6, d4.
Matt in 3 Zügen.

Bewundert, so schreibt die Zeitschrift „Internationale Galerie moderner Problem-Komponisten“ die Nachwelt bei Loyd die unerschpliche prickelnde Erfindungs-gabe, bei Kohtz und Kockelkorn den streng logischen Ideengang der Kombinationen, bei Dobrusky die innere Harmonie des reichen Inhalts mit formvollendeter Darstellung, so wird der Name des großen deutschen Komponisten Philipp Klett immerdar in der Geschichte der Problemerkunst als desjenigen Meisters gefeiert werden, welcher in Bezug auf Tiefe der Anlage den Gipfel des Erreichbaren erstiegen hat. Obiges Problem Nr. 45 vereinigt in sich alle Vorzüge seines großen Stiles: Versteckter Schlüssel, höchst überraschende, stille Fortsetzung im zweiten und dritten Zuge, schöne, matte-reine und ökonomische Schlustellungen. — Interessant ist, was Klett über das Lösen von Problemen sagt. Ein Panacee oder einen Generalschlüssel für Lösung der einzelnen Schach-aufgaben gibt es überhaupt nicht. Wer lösen will, muß neben der Kenntnis der allgemeinen Schachgesetze die Regeln und besonderen Gesetze und die einzelnen Feinheiten des Problemwesens durch das Studium der verschieden-artigen Schachaufgaben sich zu eigen machen, wenn er auch zu Anfang die bekanntgegebene Lösung zu Hilfe nehmen muß. Er muß wissen, daß jeder Stein seinen Zweck haben muß, daß die Endstellung möglichst rein herauskommen

soll, daß Schlagen von schwarzen Figuren im Problem nicht schön ist, ebensowenig wie der Beginn mit Schachbieten; muß sich mit Tempo-zgen, Räumung, Ablenkung usw. vertraut machen und nun mag er an die Lösung zunächst leichter Dreizüger herantreten und sich zunächst klar werden: Was fhrt offenbar nicht zum Ziel, also gleichsam negativ beginnen, Hand in Hand damit aber den Zweck der einzelnen schwarzen Steine zu ergründen suchen, ob ein solcher mit zur Sperrung oder aber zur Abweisung eines scheinbar naheliegenden Angriffszuges dient; welcher erste Zug von Schwarz die Erfüllung der Forderung augenscheinlich unmöglich machen würde und welchem demgemäß durch den Anfangszug von Weiß jedenfalls begegnet werden muß. Jeder Anfangszug von Weiß muß natürlich seine Stellung verbessern. Nun gilt es Probieren und sofort die Konsequenzen prüfen und daraus die Rückschlüsse ziehen, wenn es mit dem versuchten ersten Zug nicht gehen will. Mit Zug und Gegenzug ist eine neue Situation geschaffen, bei der die vorausgegangene Arbeit sofort wieder neu einsetzen muß, um es mit einem neuen Angriff zu versuchen. An obigem Dreizüger (Nr. 46) soll gezeigt werden, wie man beim Lösen von Aufgaben verfhrt. Die Prüfung der Stellung ergibt ohne Schwierigkeit: Die Felder e5 und f4 dürfen dem K. nicht preisgegeben werden, auch nicht d5, ergo die weiße D. kann nicht beginnen. Dasselbe gilt von dem Feld f5, also der weiße L. muß die Diagonale h3—c8 einhalten. Der T. kann nicht den 1. Zug haben, weil sonst Lg1—e3 alles verdirbt, ebensowenig kann ein Zug des weißen K. oder d2—d3+ als 1. Zug in Betracht kommen aus leicht ersichtlichen Gründen. Schwarz hingegen kann den Sg7 nicht ziehen wegen De6, f5+. Für Weiß kommt nach Obigem nur in Betracht ein L-Zug auf der Diagonale c8—h3. Der nächstliegende und wirksamste ist 1. Lg4. Feld f3 ist nun doppelt bedroht durch T. und L., die in Verbindung miteinander gesetzt sind. Die schwerwiegenden Verteidigungszge Le3 und d4—d3 sind beseitigt wegen d2—d3+, resp. Tb4+. Aber auch a6—a5 ist beseitigt wegen Lf3+—Tb5+. Es bleibt für Schwarz also nur die Verteidigung Lf2 oder h2 übrig. Beides führt zur Schluß-wendung und Idee der Aufgabe, im ersten Falle mit d2—d3+, Dh6+, im zweiten mit Te3+, d2—d3+. Philipp Klett wurde geboren am 20. Juli 1833 und starb am 1. Oktober 1910. Er war mit Konrad Bayer und Johann Berger Begründer der alten (klassischen) deutschen Schule.

Rätsel

Fll-Rätsel.



Die Buchstaben a—c—o—f—g—i—i—i—k—k—m—n—n—p—r—s—s—t—v sind an Stelle der Striche so einzusetzen, daß die wagerechten Reihen Wrter von folgender Bedeutung ergeben: 1. Dickhäuter, 2. Eisenbahnschiene, 3. Geometrische Figur, 4. Hauptbeschäftigung des Kindes, 5. Seefisch.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rtsellsungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Umstell-Wortrtsel.

Es hat ein jeder Mensch das Wort,
Heut schlecht und morgen gut;
Erfreut das eine uns das Herz,
Bringt's andre uns in Wut.
Vertausch die Selbstlaute darin,
So wird daraus sofort,
Ein deutscher Mann, der hinterließ
Manch köstlich Dichterwort.

Auflösung der Rätsel in Nr. 142.

Bilder-Rätsel: Schuster, bleib bei deinem Leisten! —
Magisches Quadrat: 1. Ulk. 2. Leu. 3. Kuh.

Richtige Lösungen sandten ein: Hilde Flber, Ernst Hannecke, Frau Else Mohr, Eduard Mckel u. Franz Schönfelder, Bertel Schäfer und Walter Ott, August Sohl, Kurt Stern, Rudi Tresbach, Emilie und Erna Vikel, Hans Weisenfeld, sämtlich aus Wiesbaden; Lisel Erhardt aus Mainz.